

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Schweblin, Samanta  
**Das Gift**

Roman  
Aus dem Spanischen von Marianne Gareis

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42503-9

SV



Samanta Schweblin

# DAS GIFT

Roman

Aus dem Spanischen von  
Marianne Gareis

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2014  
unter dem Titel *Distancia de rescate* bei  
Literatura Random House, Barcelona.

Erste Auflage 2015

© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Berlin 2015

© Samanta Schweblin, 2014

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42503-9

*Für meine Schwester Pamela*



»Zum ersten Mal seit Langem  
senkte er den Blick und betrachtete seine Hände.  
Wenn Sie diese Erfahrung gemacht haben,  
werden Sie wissen, was ich meine.«

Jesse Ball, *The Curfew*





*Sie sind wie Würmer.*

Was für Würmer?

*Wie Würmer, überall.*

Es spricht der Junge, er flüstert mir die Worte ins Ohr. Ich bin die, die fragt. Würmer im Körper?

*Ja, im Körper.*

Erdwürmer?

*Nein, andere Würmer.*

Es ist dunkel, und ich kann nichts sehen. Die Laken sind rau, sie werfen Falten unter meinem Körper. Ich kann mich nicht bewegen, sage ich.

*Das ist wegen den Würmern. Man muss Geduld haben und warten. Und solange man wartet, muss man rausfinden, zu welchem Zeitpunkt genau die Würmer geboren wurden.*

Warum?

*Weil es wichtig ist, sehr wichtig für alle.*

Ich versuche zu nicken, aber mein Körper reagiert nicht.

*Was passiert sonst noch in dem Garten vor dem Haus? Bin ich im Garten?*

Nein, du bist nicht da, aber Carla ist da, deine Mut-

ter. Ich habe sie vor ein paar Tagen kennengelernt, als wir gerade angekommen waren in dem Haus.

*Was macht Carla?*

Sie trinkt ihren Kaffee aus und stellt die Tasse auf dem Rasen ab, neben ihrer Liege.

*Und sonst noch?*

Sie steht auf und geht. Die Sandalen vergisst sie, sie liegen ein paar Meter weiter auf den Stufen zum Swimmingpool, aber ich sage nichts.

*Warum?*

Weil ich erst mal abwarten will, was sie macht.

*Und was macht sie?*

Sie hängt sich die Handtasche um und läuft in ihrem goldfarbenen Bikini zum Auto. Zwischen uns beiden besteht eine Art Anziehung, aber es gibt auch Momente der Abstoßung, und in ganz bestimmten Situationen spüre ich das. Bist du dir sicher, dass diese Beobachtungen nötig sind? Haben wir die Zeit dafür?

*Die Beobachtungen sind sehr wichtig. Warum seid ihr im Garten?*

Weil wir gerade wiedergekommen sind vom See und deine Mutter nicht zu uns reinwill.

*Sie will dir keine Umstände machen.*

Keine Umstände? Dafür muss ich jetzt dauernd rein- und rauslaufen, zuerst wegen der Limonade, dann wegen der Sonnenmilch, keine Umstände machen ist für mich was anderes.

*Warum seid ihr zum See gefahren?*

Ich sollte ihr das Autofahren beibringen, das wollte

sie schon immer lernen, meinte sie, aber als wir dann am See waren, hatte keine von uns die Geduld dazu.

*Was macht sie jetzt im Garten?*

Sie öffnet die Tür von meinem Auto, setzt sich hinter Steuer und wühlt eine Weile in ihrer Handtasche herum. Ich nehme meine Beine von der Liege und warte. Es ist zu heiß. Dann hat Carla genug gewühlt und klammert sich mit beiden Händen ans Lenkrad. So bleibt sie einen Augenblick sitzen und starrt auf das Tor oder vielleicht auch auf ihr Haus dahinter.

*Was noch? Warum sprichst du nicht weiter?*

Weil ich irgendwie festhänge in diesem Bild, ich sehe alles ganz deutlich vor mir, aber manchmal fällt es mir schwer fortzufahren. Ist das vielleicht wegen dem Mittel, das die Krankenschwestern mir spritzen?

*Nein.*

Aber ich sterbe in ein paar Stunden, das ist doch so, oder? Merkwürdig finde ich, dass ich so ruhig bin. Ich weiß es einfach, obwohl du es mir nicht sagst, und trotzdem ist das was, das man sich selbst unmöglich sagen kann.

*Das ist alles nicht wichtig. Wir verlieren Zeit.*

Aber es stimmt doch, oder? Dass ich sterben muss.

*Was passiert sonst noch in dem Garten?*

Carla legt ihre Stirn aufs Lenkrad, und ihre Schultern zucken leicht, sie weint. Meinst du, wir sind schon nah dran an dem genauen Zeitpunkt, zu dem die Würmer geboren werden?

*Mach weiter, und denk an die Details.*

Carla macht kein Geräusch, aber sie erreicht, dass ich aufstehe und zu ihr hingehge. Ich mochte sie von Anfang an, seit dem Tag, als ich sie in der prallen Sonne die Plastikeimer habe schleppen sehen, mit ihrer Jeans-Latzhose und dem großen roten Dutt. Ich hatte seit meiner Jugend niemanden mehr in so einer Hose gesehen, und dann habe ich sie zu der Limonade überredet und am nächsten Vormittag zum Mate eingeladen und am übernächsten und überübernächsten auch. Sind das die wichtigen Details?

*Der genaue Zeitpunkt liegt in einem Detail, man muss nur aufmerksam beobachten.*

Ich durchquere den Garten. Während ich den Swimmingpool umrunde, werfe ich einen Blick durchs Esszimmerfenster und überprüfe, ob meine Tochter Nina noch schläft, mit ihrem Plüschmaulwurf im Arm. Ich steige an der Beifahrerseite ins Auto, setze mich, lasse aber die Tür auf und kurble das Fenster herunter, weil es sehr heiß ist. Carlas großer Dutt ist verrutscht, hängt ein wenig zur Seite. Sie lehnt sich zurück, in dem Wissen, dass ich nun wieder bei ihr bin, und sieht mich an.

»Wenn ich es dir erzähle, willst du mich bestimmt nicht mehr sehen.«

Ich überlege, was ich sagen soll, so was wie: »Aber Carla, sei doch nicht albern«, blicke dabei auf ihre Zehen, die sich um den Rand der Pedale spannen, auf ihre langen Beine, auf die schlanken, aber starken

Arme. Es verunsichert mich, dass eine Frau, die zehn Jahre älter ist als ich, so viel schöner ist.

»Wenn ich es dir erzähle, willst du bestimmt nicht, dass er mit Nina spielt«, sagt sie.

»Aber Carla, warum sollte ich das nicht wollen?«

»Du wirst es nicht wollen, Amanda«, sagt sie, und ihre Augen füllen sich mit Tränen.

»Wie heißt er?«

»David.«

»Ist es deiner? Dein Sohn?«

Sie nickt. Dieser Sohn bist du, David.

*Ich weiß, rede weiter.*

Carla wischt sich mit den Handknöcheln die Tränen ab, und ihre goldenen Armbänder klimpern. Zu dem Zeitpunkt habe ich dich noch kein einziges Mal gesehen, aber als ich Señor Geser, dem Verwalter des Hauses, das wir gemietet haben, erzählte, ich hätte Kontakt zu Carla, fragte er gleich, ob ich dich schon kennengelernt hätte.

Carla antwortet:

»Er war meiner. Jetzt ist er es nicht mehr.«

Ich sehe sie verständnislos an.

»Er gehört mir nicht mehr.«

»Carla, einen Sohn hat man ein Leben lang.«

»Nein, meine Liebe«, sagt sie. Ihre Nägel sind lang, und ihr spitzer Finger vor meinen Augen verleiht ihren Worten Nachdruck.

Ich erinnere mich an die Zigaretten meines Mannes, öffne das Handschuhfach und reiche sie ihr zu-

sammen mit dem Feuerzeug. Sie reißt sie mir fast aus der Hand, und dabei weht mir der Duft ihrer Sonnenmilch entgegen.

»Als David geboren wurde, war er ein Sonnenschein.«

»Natürlich«, sage ich und merke, dass ich jetzt still sein muss.

»Als ich ihn zum ersten Mal in den Arm gelegt bekam, hatte ich unglaubliche Angst. Ich war überzeugt davon, dass ihm ein Finger fehlt.« Sie lächelt über diese Erinnerung, steckt sich die Zigarette zwischen die Lippen und zündet sie an. »Die Krankenschwester meinte, nach einer Narkose kommt es öfter vor, dass man ein bisschen paranoid ist, aber bevor ich nicht alle zehn Finger abgezählt hatte, war ich nicht davon zu überzeugen, dass alles gutgegangen war. Was gäbe ich jetzt dafür, wenn David einfach nur ein Finger fehlen würde.«

»Was ist los mit David?«

»Er war ein Sonnenschein, Amanda, wirklich, er war ein Sonnenschein. Den ganzen Tag hat er nur gelächelt. Am liebsten war er draußen. Der Marktplatz war das Größte für ihn, immer schon. Ist dir aufgefallen, dass man hier mit dem Kinderwagen nicht weit kommt? Im Dorf ja, aber von hier bis zum Marktplatz muss man ja zwischen den Bauernhäuschen und den Bretterbuden an der Fahrbahn durch, und das ist echt schwierig wegen dem ganzen Lehm, aber er fand das so toll, dass ich ihn, bis er zwei war, die ganzen

zwölf Querstraßen weit huckepack genommen habe. Und wenn er dann die Rutsche sah, fing er an zu johlen. Wo ist denn hier der Aschenbecher?«

Er befindet sich unter dem Armaturenbrett. Ich ziehe den Behälter heraus und gebe ihn ihr.

»Dann wurde David krank, ungefähr in der Zeit, von der ich gerade spreche, also vor sechs Jahren. Das war in einer schwierigen Phase. Ich hatte gerade angefangen, auf der Farm von Sotomayor zu arbeiten, habe überhaupt zum ersten Mal im Leben gearbeitet. Ich sollte Sotomayors Buchhaltung übernehmen, aber mit Buchhaltung hatte das eigentlich nichts zu tun. Eher habe ich seine Unterlagen sortiert und ihm beim Zusammenrechnen geholfen, das hat Spaß gemacht. Ich fuhr immer in den Ort, erledigte die Geschäfte, war toll angezogen. Das kennt ihr Städter nicht, hier braucht man einen Vorwand, um sich zurechtzumachen, und meiner war perfekt.«

»Und dein Mann?«

»Omar hat Pferde gezüchtet. Ja, du hast richtig gehört. Er war ein anderer Mensch, Omar.«

»Ich glaube, ich habe ihn gestern gesehen, als ich mit Nina einen Spaziergang gemacht habe. Er fuhr mit dem Lieferwagen vorbei, hat unseren Gruß aber nicht erwidert.«

»Ja, so ist Omar heute«, sagt Carla und schüttelt den Kopf. »Als ich ihn kennenlernte, hat er noch gelächelt und Rennpferde gezüchtet. Er hielt sie auf der anderen Seite vom Dorf, hinterm See, aber als ich



schwanger wurde, hat er alles hierher verlagert. Das hier war mein Elternhaus. Omar meinte, wenn ich es in Brand stecken würde, könnten wir einen Haufen Geld kriegen und alles renovieren. Ich wollte Teppichboden. Völliger Quatsch, ich weiß, wenn man wohnt, wo ich wohne, aber wie sehr habe ich mir das gewünscht. Omar hatte zwei Luxus-Mutterstuten, die bereits zwei Jungstuten zur Welt gebracht hatten, Tristeza Cat und Gamuza, die später verkauft wurden und Rennen liefen und immer noch laufen, in Palermo und San Isidro. Danach wurden zwei weitere geboren und ein Hengstfohlen, aber an deren Namen kann ich mich nicht mehr erinnern. Damit so ein Geschäft gut läuft, brauchst du einen Deckhengst, und Omar haben sie immer den besten ausgeliehen. Er hat einen Teil des Geländes für die Stuten abgezäunt, dahinter ein Gehege für die Fohlen eingerichtet, Luzerne angepflanzt und dann in aller Ruhe den Stall gebaut. Der Deal war, dass er den Deckhengst ausleihen und dann zwei bis drei Tage behalten konnte. Wenn später die Fohlen verkauft wurden, ging ein Viertel des Geldes an den Besitzer von dem Hengst. Das ist viel Geld, aber wenn es ein guter Deckhengst ist und die Fohlen ordentlich gepflegt werden, kann jedes zwischen 200.000 und 250.000 Pesos einbringen. Deshalb war das geheiligte Tier also gerade bei uns. Omar ließ es den ganzen Tag nicht aus den Augen, folgte ihm wie ein Schatten, zählte mit, wie oft er jede Stute bestieg. Wenn Omar wegmusste, wartete er, bis ich von Soto-

mayor zurück war, und dann war ich dran, aber ich habe nur ab und zu mal nach ihm Ausschau gehalten, vom Küchenfenster aus. Eines Nachmittags, als ich gerade den Abwasch machte, fiel mir auf, dass ich den Deckhengst schon länger nicht mehr gesehen hatte. Ich ging zum anderen Fenster und weiter zum nächsten, das nach hinten rausging, aber nichts: die Stuten alle da, vom Deckhengst keine Spur. Ich nahm David auf den Arm, der ja schon laufen konnte und mir ständig hinterherrannte im Haus, und ging raus. Bei so was gibt's nicht viel zu deuten, ein Pferd ist entweder da, oder es ist nicht da. Es war offensichtlich über den Zaun gesprungen. Das kommt zwar selten vor, passiert aber. Ich ging zum Stall und betete zu Gott, es möge dort sein, aber nein. Da fiel mir der Bach ein, der etwas tiefer liegt, ein Pferd könnte dort Wasser trinken, ohne dass man es vom Haus aus sieht. Ich erinnere mich noch daran, dass David gefragt hat, was los ist, und ich habe ihn auf den Arm genommen, als ich das Haus verließ. Er umschlang meinen Hals, und seine Stimme klang ganz abgehackt, weil ich mit Riesenschritten umherlief. ›Da isses, Mama!‹, hat David plötzlich gerufen. Und da stand der Deckhengst und trank Wasser aus dem Bach. Inzwischen nennt David mich ja nicht mehr ›Mama‹. Wir sind also zum Bach runtergestiegen, und David wollte auf den Boden. Ich habe ihm gesagt, dass er sich von dem Pferd fernhalten soll. Ich ging mit vorsichtigen Schritten auf das Tier zu. Es schreckte immer wieder zurück,

aber ich war geduldig, und nach einer Weile wurde es zutraulich. Ich konnte es am Halfter packen. Was für eine Erleichterung, ich erinnere mich genau, wie ich geseufzt und gerufen habe, ›Wenn ich dich verloren hätte, hätte ich auch mein Haus verloren, du elende Kreatur‹. Siehst du, Amanda, das ist wie mit dem Finger, von dem ich dachte, er würde David fehlen. Man denkt, ›das eigene Haus zu verlieren‹ ist das Schlimmste, und dann kommt es viel schlimmer, und man würde sein Haus und sein Leben dafür geben, nur um die Zeit zurückdrehen und das Halfter von diesem verdammten Tier loslassen zu können.«

Ich höre, wie das Fliegengitter vor der Wohnzimmertür zugeschlagen wird, und wir drehen uns beide zu meinem Haus um. Nina steht davor, ihren Maulwurf im Arm. Sie wirkt verschlafen, so verschlafen, dass es sie nicht sonderlich zu beunruhigen scheint, uns nirgendwo zu sehen. Sie macht ein paar Schritte, klammert sich, ohne das Kuschtier loszulassen, ans Geländer und konzentriert sich darauf, die drei Verandastufen hinabzusteigen, bis sie den Rasen erreicht hat. Carla lehnt sich wieder zurück und beobachtet sie schweigend im Rückspiegel. Nina schaut auf ihre Beine. Das ist eine neue Angewohnheit, und die hat sie, seit wir hier sind: Sie versucht, Gras auszurupfen, indem sie ihre Zehen erst spreizt und dann wieder zusammenpresst.

»David hockte also am Bach, seine Turnschuhe waren klitschnass, die Hände hatte er ins Wasser ge-

taucht, und er saugte an seinen Fingern. Da habe ich den toten Vogel gesehen. Einen Schritt von David entfernt. Ich bin erschrocken, habe David angeschrien, und der erschrak ebenfalls, stand sofort auf, setzte sich aber vor lauter Schreck gleich wieder hin. Mein armer David. Ich ging zu ihm, das wiehernde, widerspenstige Pferd habe ich hinter mir hergezogen, und ich kämpfte so lange, bis ich es geschafft hatte, David mit einem Arm zu packen und gegen den Widerstand der beiden die Böschung hochzuklettern. Omar habe ich nichts davon erzählt. Wozu auch? Die Sache war passiert, aber schon wieder in Ordnung gebracht. Am nächsten Morgen jedoch lag das Pferd hingestreckt auf der Koppel. ›Der Hengst ist weg‹, meinte Omar, ›er ist ausgerissen‹, und ich hätte ihm beinahe gesagt, dass er schon mal ausgerissen war, aber Omar ahnte, dass er auf der Weide lag. ›Scheiße‹, sagte er. Die Lider des Deckhengsts waren extrem geschwollen, man sah die Augen gar nicht mehr. Die Lippen, die Nüstern, die Schnauze, alles war derart geschwollen, dass er wie eine völlig andere Kreatur wirkte, wie eine Missgeburt. Er hatte kaum noch die Kraft zu wimmern, und Omar meinte, sein Herz würde rattern wie eine Lokomotive. Er ließ augenblicklich den Tierarzt kommen, ein paar Nachbarn eilten herbei, alle rannten sie besorgt durch die Gegend, aber ich ging verzweifelt zurück ins Haus und holte David, der noch schlief, aus seinem Kinderbettchen. Dann schloss ich mich im Schlafzimmer ein und legte mich mit David

im Arm ins Bett, um zu beten. Um zu beten wie eine Besessene, um zu beten, wie ich noch nie im Leben gebetet hatte. Du fragst dich vielleicht, warum ich, statt mich im Zimmer einzuschließen, nicht zur Ersten Hilfe gerannt bin, aber manchmal hat man einfach nicht die Zeit, sich seine schlimmsten Befürchtungen bestätigen zu lassen. Was immer das Pferd geschluckt hatte, mein David hatte es auch geschluckt, und wenn das Pferd starb, hatte auch er keine Chance. Das wusste ich ganz genau, schließlich hatte ich in diesem Dorf schon genügend Dinge gehört und gesehen: Mir blieben also nur noch wenige Stunden, vielleicht sogar Minuten, um eine andere Lösung zu finden, als in der Ersten Hilfe eine halbe Stunde auf einen Landarzt warten zu sollen, der dann doch zu spät eintrifft. Ich brauchte jemanden, der meinem Sohn das Leben rettet, koste es, was es wolle.«

Ich halte erneut Ausschau nach Nina, die jetzt ein paar Schritte in Richtung Swimmingpool macht.

»Manchmal reichen selbst Argusaugen nicht aus, Amanda. Ich weiß nicht, warum ich es nicht gesehen habe, warum ich mich, verdammt noch mal, um ein blödes Pferd gekümmert habe statt um meinen Sohn.«

Ich frage mich, ob mir das auch passieren könnte. Ich rechne ja immer mit dem Schlimmsten. Gerade überlege ich mir, wie lange es wohl dauert, aus dem Auto zu springen und zu Nina zu rennen, falls sie plötzlich zum Swimmingpool laufen und sich reinstürzen sollte. Ich nenne es Rettungsabstand, und da-